

Doing Family mit Medien

Impulse für eine lebenslagensensible medienpädagogische Familienbildung

1. Einführung

Eine Erzieherin spricht mit einer Mutter, die ihr Smartphone in der einen und ihr Kind an der anderen Hand hält. Über Ihnen steht der Schriftzug „Handy-Garten“. „Wir kümmern uns um Ihre Facebook- und WhatsApp-Freunde, wenn Sie mit Ihrem Kind spielen wollen“, bietet die Erzieherin an.¹

Mit dieser Karikatur und der zugehörigen Kampagne sollen durch das Mecklenburg-Vorpommersche Informationsportal www.medienwissen-mv.de „Eltern landesweit sensibilisiert werden, darüber nachzudenken, wie oft sie mit dem Smartphone beschäftigt sind und dabei ihre Kinder ignorieren“².

Dies ist nur ein Beispiel für das Phänomen, dass Medienpraktiken in Familien seit jeher anhand normativer Ideale beobachtet, diskutiert und bewertet werden. Insbesondere seit das Smartphone in die familiäre Alltagspraxis Einzug gehalten hat, mehren sich kritische Bilder der Mediennutzung in Familien und erzieherische Stimmen gegenüber Eltern. Doch wie berechtigt ist eine solche (Be-)Wertung? Und wie bringen

1 Online: <https://www.medienwissen-mv.de/medien-familie-verantwortung.html> (Abruf 11.12.2018).

2 Online: <https://www.medienwissen-mv.de/medien-familie-verantwortung/kampagneinfos.html> (Abruf 11.12.2018).

2. Herausforderungen für Familien im Kontext der Lebensbewältigung

Familienleben war und ist durch diverse Herausforderungen geprägt, doch insbesondere zwei Bereiche haben in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen:

So kann mit Jurczyk u. a. von einer zunehmenden Entgrenzung von Familie gesprochen werden, die sich nicht nur durch eine zunehmende Pluralisierung der Familienformen und eine Individualisierung der Lebensführung abbildet, sondern auch durch entgrenzte Arbeits- und Bildungszeiten sowie Freizeitgestaltungen. Diese Faktoren verstärken die Alltagsfragmentierung und setzen Familienmitglieder gegebenenfalls unter enormen Zeitstress. Als weiterer Aspekt der Entgrenzung von Familie gilt das Zusammenleben in multilokalen Settings. Aufgrund von (Re-)Migration, Trennung oder beruflichen Faktoren leben mehr denn je Familien – auch über die Eltern-Kind-Beziehung hinaus – an unterschiedlichen Orten.³

Durch die wachsende Mediatisierung von Familie im Sinne einer zeitlichen, räumlichen und sozialen Zunahme medienvermittelter Kommunikation bei gleichzeitig wachsender Bedeutung von Medien⁴ entstehen in kurzer Zeit sehr viele neue Entwicklungen, für die keine erprobten Bewältigungsmuster und bewährten Erziehungskonzepte vorliegen. Der technologische Fortschritt bringt eine zunehmende Multifunktionalität und Konvergenz, sprich ein „Zusammenwachsen“ unterschiedlichster Medien zu einem Medium (Beispiel: Smartphone) mit sich. Außerdem führen die Mobilität der Medien, die starke Vernetzung und Individualisierung der Medienpraktiken zu neuen Herausforderungen, insbesondere in der Gestaltung von gemeinsamen Familienzeiten und der Medienerziehung. Auch eine wachsende Kommerzialisierung der Medi-

3 Vgl. *Karin Jurczyk* u. a., *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*, Berlin 2009, 30–60.

4 Vgl. *Andreas Hepp*, *Mediatisierung/Medialisierung*, in: Jens Schröter (Hg.), *Handbuch Medienwissenschaft*, Stuttgart/Weimar 2014, 190–196.

enräume ist im konkreten Familienleben spürbar.⁵ So findet die Alltagsorganisation und -kommunikation in vielen Familien über kommerzielle Anbieter wie WhatsApp statt und die Familie sieht über Bezahldienste wie Netflix fern. In den letzten Jahren ist darüber hinaus eine vermehrte Visualisierung von Familie in Form von audiovisuellen (Selbst-)Darstellungen, u. a. in virtuellen Räumen⁶ zu beobachten, die eine tiefere Auseinandersetzung mit medienethischen und medienrechtlichen Fragen der Privatsphäre, des Datenschutzes sowie des Rechts am eigenen Bild notwendig macht.

All diese Herausforderungen gilt es neben anderen in Familien zu bewältigen, um Familie erfolgreich gestalten und bestärken zu können. Unter Bewältigung verstehen Böhnisch und Schröer „das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit“ in jenen Lebenskonstellationen, die „von den Subjekten dann als kritisch erlebt werden, wenn die bislang verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen für die Bewältigung nicht mehr ausreichen“⁷. Daraus ergibt sich die Chance, die Situation erfolgreich zu bewältigen und Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen. Allerdings gilt es zu beachten, dass sich die Möglichkeits- und Verhinderungsräume von erfolgreicher Bewältigung stets aus dem Zusammen-

5 Vgl. *Ulrike Wagner/Christa Gebel*, Medienerziehung in der Familie unter den Bedingungen von Mediatisierung, in: Kai-Uwe Hugger u. a. (Hg.), *Jahrbuch Medienpädagogik Bd.12. Kinder und Kindheit in der digitalen Kultur*, Wiesbaden 2015, 11–28, 11.

6 Vgl. *Ulla Autenrieth*, Die Visualisierung von Kindheit und Familie im Social Web als Forschungsfeld einer mediatisierten Gesellschaft, in: Dagmar Hoffmann/Friedrich Krotz/Wolfgang Reißmann (Hg.), *Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken*, Wiesbaden 2017, 137–151; *Katrin Schlör*, „Wo is’n dein papa? Im skype, ne!“: (Audio)visuelle Social-Media-Praktiken von Familien in der Perspektive von Doing Family, in: Andreas Baur u. a. (Hg.), *Dicker als Wasser. Konzepte des Familiären in der zeitgenössischen Kunst*, Köln 2016, 176–185.

7 *Lothar Böhnisch/Wolfgang Schröer*, *Pädagogik und Arbeitsgesellschaft. Historische Grundlagen und theoretische Ansätze für eine sozialpolitisch reflexive Pädagogik*, Weinheim/München 2001, 221.

spiel der personalen Betroffenheit und der Lebenslagen der Subjekte ergeben, die Bewältigungsmuster ermöglichen oder behindern können.⁸ Somit eröffnet sich ein hohes Potenzial für Bildungsprozesse im Allgemeinen und Medienbildungsprozesse im Speziellen, denn: Um Handlungsfähigkeit – beispielsweise hinsichtlich Mediensozialisation und -erziehung – zu erlangen oder zu bewahren, müssen Betroffene gegebenenfalls neue Strategien entwickeln, um ihr Bewältigungsspektrum zu erweitern.

3. Doing Family mit Medien: Potentiale, Grenzen und Herausforderungen

Erschwerend kommt zu den oben benannten Phänomenen hinzu, dass Familie in der Praxis – dem „Doing Family“-Konzept folgend – keine naturgegebene oder rechtlich klar definierbare Gruppe darstellt. Stattdessen konstatiert der britische Soziologe David H. J. Morgan „family‘ is not a thing“⁹ und betont die Bedeutung familialer Praktiken in Abhängigkeit von strukturellen Komponenten wie Geschlecht, Historie, etc.¹⁰ Silva und Smart, die Morgans Überlegungen weiterdenken, veranschaulichen anhand der Gegenüberstellung des „being in a family“ sowie des „doing family“ den partizipativen Anspruch des Konzeptes, der von Familienmitgliedern ein hohes Maß an Engagement verlangt. Sie sind demnach nicht per se Teil einer Familie, sie müssen sich vielmehr immer wieder erneut durch entsprechende Praktiken zu ihrer Familie bekennen.¹¹ Unter einer Familie ist demzufolge nicht mehr nur eine vermeintlich selbst- verständliche, naturgegebene oder per Familien-

8 Vgl. ebd. 221f.

9 *David H. J. Morgan*, *Family Connections. An Introduction to Family Studies*, Cambridge 1996, 11.

10 Vgl. ebd. 188–191.

11 Vgl. *Elizabeth B. Silva/Carol Smart*, *The ‚New‘ Practices and Politics to Family Life*, in: *dies.* (Hg.), *The New Family?* London u. a. 2004, 1–12, 8.

recht bestimmte Gruppe von Menschen zu fassen, sondern ein anspruchsvolles Netzwerk an Fürsorgebeziehungen, die zwischen Generationen und Geschlechtern teilweise über verschiedene Haushalte hinweg erbracht werden.¹² „Familie muss dabei“, so Jurczyk u. a., „umso mehr gestaltet werden, je komplexer und dynamischer das haushaltsübergreifende Netzwerk ist und je heterogener die Lebenslagen der einzelnen Familienmitglieder sind“¹³.

Dass dies im Alltag häufig nicht oder nur sehr schwer gelingt, zeigt das folgende Beispiel von Familie Covo aus der qualitativen Studie „Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen“¹⁴. Frau Covo ist alleinerziehend und hat zwei Töchter: Miranda im Jugendalter und Leonie, die die Grundschule besucht. Obwohl Frau Covo einen hohen Anspruch an ihre Mutterrolle stellt, gelingt ihr die Balance aus Erwerbsarbeit, Haushalt und Erziehung selten zu ihrer Zufriedenheit. Insbesondere klassische Doing Family-Situationen, wie das gemeinsame Essen, können im Alltag häufig nicht zufriedenstellend gemeistert werden.

Frau Covo: [...] des geht net, die eine hat DA aus, die andere hat DA aus, die hat da DES, die hat da DES (-) ICH muss scho wieder ans nächste denken (--) oder hab dann, dann ham die manchmal so spät schule aus, dass i sag, mensch i kann gar nimmer so lang warta jetzt mit essa, i muss gschwind was essa und hab wieder koin hunger bis die zwoi kommat, danach geht's dann glei wieder weiter (--) s familien leben so an sich (--) [wo gibts denn des heut no?]

Miranda: [is VOLL im eimer] [...] bei uns is eigentlich nur noch so dass (--) MEISTENS beim ESSEN (-) die familie (-) gar nich am tisch zusammen sitzt.

¹² Vgl. Jurczyk, Arbeit (s. Anm. 3), 64–69.

¹³ Ebd. 65.

¹⁴ Vgl. Katrin Schlör, Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen. Eine Langzeitstudie zu medienbezogenem Doing Family als Bewältigungsresource, München 2016.

Die Visualisierung der phonetischen Betonungen zeigt die Vereinzelung innerhalb der Familie sehr deutlich. Ein „WIR“ kommt in der Erzählung nicht vor. Stattdessen wird aus dem Esstisch als traditionell symbolischem Ort des Zusammenkommens ein Ort, an dem der Mangel an Gemeinschaft im „Familienleben“ besonders deutlich wird. Anders gestaltet sich die Bestärkung von Familie auf dem Sofa, im Rahmen der „Frauenabende“, die die Familie zu der Zeit regelmäßig samstagsabends vor dem Fernseher verbringt:

Frau Covo: [des isch dann] (--) i find des isch ganz arg nett und des sind so UNSERE momente oifach

Miranda: ja, also des is dann schon irgendwo au (--) so (--) UNSERS, des was WIR machen, des was (-) UNS gehört und da is schon irgendwie glaub ich so n stückchen weit des vom tisch auch (-) halt nur auf den sofa bezogen, dass halt alle zusammen (-) liegen. (-) also da liegen dann immer (-) Leonie [Leonie: ich lieg HIER] und mama und ich lieg (-) immer DA

Hier wird aus dem „ICH“ und „DIE“ ein „WIR“. Die Familie rückt nicht nur körperlich, sondern auch symbolisch zusammen und erlebt sich sowohl emotional als auch sinnlich als Familie. Wenngleich in Familie Covo diese Harmonie während des Fernsehens nicht immer hergestellt werden kann, so zeigt das Beispiel deutlich, welches Potenzial Medienpraktiken in Familien, insbesondere in belasteten Lebenslagen, für Prozesse des Doing Family haben können.

Auch multilokal lebende Familien nutzen mediale Kommunikationspraktiken, um die räumliche Distanz zu bewältigen. In Familie Wolf lebt der Vater berufsbedingt in einem anderen Land und wird seine Frau und Kinder voraussichtlich die kommenden Monate nicht besuchen können. Seine Teilhabe an Fürsorge, Erziehung und an der Herstellung von Familie kann folglich lediglich virtuell erfolgen.

Monika Wolf: also insofern klar wir versuchen uns jetzt einfach hier wieder irgendwie (--) zu FINDEN als HALBE familie. skypen natürlich viel mit papa.

ganz ganz klar. ähm (--) diskutieren natürlich auch viel mit papa der muss ja involviert werden der is ja (--) immer noch existent also is nich so, dass wir jetzt GETRENNT leben würden. wir leben nur räumlich getrennt ja. aber kommt ja wahrscheinlich wieder in nem halben jahr oder jahr ne! und (---) ja so versuchen wir uns momentan hier AUFZUSTELLEN. [...]

Monika Wolf: fotografiern tun wir schon aber halt nur so otto-normalverbraucher-fotografiern ja? also wenn wir irgendwohin gehn dann wern da fotos geschossen und dann machen wir sie wie gesagt auf meine harddisc oder kene ahnung und schicken sie vielleicht mal zu papa. n paar fotos. oder zu oma. jetzt ham se grad ihr seepferdchen gemacht dann ham wir des auf den badeanzug gestickt und ham n foto gemacht und hams an oma opa und papa geschickt ja? [...]

Teil des „Doing Family“-Konzeptes sind die Bilder von Familie, die einerseits als Selbstbild in der Familie (re-)konstruiert und tradiert werden, andererseits von außen als Fremdbilder an die Familie herangetragen werden. Von der Hagen-Demszky folgend, dient diese „Idee von sich als Familie“ der Herstellung einer Sinnhaftigkeit, die sprachlich explizit hervorgebracht werden kann.¹⁵ Sich als „alleinerziehend“ zu definieren und verbal zu beschreiben transportiert folglich ein gewisses Familienbild und gibt Einblick in ein anderes Selbstverständnis, als dies beispielsweise über folgende Selbstzuschreibungen abgebildet wird: „Zweimannfamilie“, „halbe Familie“, „ne Familie bestehend aus Mutter und Tochter“, „Eineltern-Familie plus Netzwerk“¹⁶.

Gleichzeitig ist Familie ein ideologisch hoch emotional besetzter Begriff, der selbst im politischen, rechtlichen, journalistischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Diskurs von normativen Wunschvorstel-

15 Vgl. *Alma von der Hagen-Demszky*, Familiäre Bildungswelten. Familiäre Lebensführung als Ressource oder Restriktion?, in: Andreas Lange/Margret Xyländer (Hg.), *Bildungswelt Familie. Theoretische Rahmung, empirische Befunde und disziplinäre Perspektiven*, Weinheim/München 2011, 117–141, 123f.

16 Die Zitate stammen aus der qualitativen Erhebung im Rahmen der Studie „Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen“ (vgl. *Schlör*, *Medienkulturen* [s. Anm.14]).

lungen geprägt ist. Jene Familienbilder implizieren laut Böhnisch, Lenz und Schröder die subjektive Vorstellung, was unter einer „richtigen“ Familie „eigentlich“ zu verstehen sei, und prägen die Beurteilung von Familien.¹⁷ Auf einer gesellschaftlichen Ebene wird dieses Phänomen in Bezug auf das Konzept Familienrhetorik diskutiert. Diese beinhaltet „Texte, Bilder und Reden, denen das Bemühen zugrunde liegt, ‚die‘ Familie bzw. spezifische Formen von Familie (bzw. familiäre Verhaltensweisen) öffentlich zu bewerten und sie als vorbildlich oder unerwünscht darzustellen“¹⁸. Dabei findet stets auch eine Auseinandersetzung mit legitimen Formen der Mediensozialisation und Medienerziehung in Familien statt, die auf die Bewertung der Mediensozialisation innerhalb der eigenen Familie Einfluss nimmt.

Häufig finden sich jene familien- und medien(erziehungs)rhetorischen Diskurse nicht nur in Politik, Journalismus oder in Unterhaltungsangeboten wieder, sondern werden in medienpädagogischen Settings multipliziert. Ein Beispiel stellt die eingangs erwähnte Kampagne von medienwissen-MV.de dar, die neben der beschriebenen Karikatur weitere Plakate mit fotografischen Darstellungen beinhaltete, die Eltern mit Blick auf ihr Smartphone zeigen, während ihr Kind alleine spielt oder isst. Zweifelsohne ist die Sensibilisierung von Eltern für ihre Vorbildrolle sowie die Bedeutung von gemeinsamer Zeit und Hinwendung zum Kind ein wichtiges Anliegen, das nicht nur Medienpädagoginnen und Medienpädagogen betrifft, doch ist die Ansprache und Haltung den Eltern gegenüber ein ebenso wichtiger Faktor. In besagter Kampagne ist beispielsweise ein Kind auf einer Schaukel abgebildet, neben dem sein Vater steht und in sein Smartphone vertieft zu sein scheint. Daneben ist der Slogan abgebildet: „Heute schon mit Ihrem Kind gespielt?“ Nicht

17 Vgl. *Lothar Böhnisch/Karl Lenz/Wolfgang Schröder*, Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne, Weinheim/München 2009, 209f.

18 *Kurt Lüscher*, Was heißt heute Familie? Thesen zur Familienrhetorik, in: Uta Gerhardt u. a. (Hg.), Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensform, Opladen 1995, 51–65, 53.

nur, dass der Satzteil „Haben Sie“ fehlt, auch die Aussage des Bildes wirft Fragen auf. Ist dies eine „gute“ oder „richtige“ Ansprache? Finden wir so Zugang zu Eltern? Und: Wie können diese die Balance zwischen der Bewertung als omnipräsente „Helikoptereltern“ oder der Gefahr der emotionalen Verwahrlosung der Eltern-Kind-Beziehung leisten? Was ist der Unterschied zu strickenden, Buch lesenden oder Kaffee trinkenden Eltern, wie sie „früher“ auf Spielplätzen anzutreffen waren? Oder: Sind auch andere Interpretationen des Fotos denkbar? Vielleicht sucht der Vater eine spätere Busverbindung heraus, um mit seinem Kind noch eine Weile auf dem Spielplatz bleiben und schaukeln zu können? Oder der Vater schreibt seinem Chef, dass er gerne ein Gespräch hätte, um zukünftig in Teilzeit arbeiten und mehr Zeit für sein Kind haben zu können?

Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist: Wie können in medienpädagogischen Debatten stereotype Familienbilder aufgebrochen und Eltern auf Augenhöhe angesprochen werden? Ein Ansatz kann sein, vom Bewerten zum Verstehen von Medienpraktiken zu gelangen und die Heterogenität von Erziehungsstilen und „Doing Family“-Praktiken anzuerkennen. Das erfordert eine besondere Haltung, die im Folgenden als lebenslagensensible Medienbildung beschrieben wird.

4. Anregungen für lebenslagensensible Medienbildungsangebote in Familien¹⁹

Um Familien in ihren jeweiligen Bewältigungspraktiken mittels Medien möglichst zielführend unterstützen zu können, zeigen die folgenden Forderungen auf, wie Akteure aus sowohl medien- als auch familienpädagogischer Praxis Familien auf diesem Weg begleiten können.

19 Dieses Kapitel ist bereits unter *Schlör*, Medienkulturen (s. Anm. 14), 348–354 erschienen.

Für ein breites Familienverständnis

Was Menschen unter Familie verstehen, geht meist über das klassische Bild aus Mutter-Vater-Kind(ern) hinaus. Entsprechend vielfältig sind die Systeme der an der Mediensozialisation und -erziehung beteiligten Akteure. Lebenslagensensible Angebote der Familienbildung beziehen dies in ihre Ansprache und Konzeption mit ein. Sie zeigen sich offen für ein breites Familienverständnis und wenden sich an das gesamte Unterstützungssystem, bspw. auch an ein Netzwerk aus Freund*innen oder an jede Akteurin und jeden Akteur, der von den Familien als Mitglied verstanden wird.

Für mehr intergenerationelle Medienbildungsangebote

Intergenerationelle Medienbildung ist ein essenzieller Bestandteil der familialen Medienkultur und findet tagtäglich im Alltag von Familien statt. Anstatt in medienpädagogischen Veranstaltungen das „miteinander Lernen“, verstanden als gemeinsame Lernsituation mit externen Dozierenden, ins Zentrum zu rücken, gewinnen entsprechende Angebote durch die Initiierung von Räumen, in denen die Familienmitglieder „übereinander lernen“ – bspw. im Hinblick auf unterschiedliche medienbiografisch bedingte Haltungen – oder durch Situationen, die das „voneinander Lernen“ – bspw. durch die Methodik von generationengegrenzten Veranstaltungsphasen und anschließender gegenseitiger Präsentation – anregen. Das Ziel intergenerationeller Medienbildungsangebote sollte stets sein, Familien in ihrem (Medien-)Alltag zu stärken und die Freude am „aneinander Lernen“ zu befördern.

Für ein offenes Medienverständnis

Das alltagsweltliche Medienverständnis von Familien unterscheidet sich häufig von Mediendefinitionen, die in professionellen Kontexten An-

Katrin Schlör

wendung finden. Der Begriff „Medien“ wird dabei von Familien sehr diffus aufgefasst und stellt für viele keine greifbare Ansprache dar, wodurch bspw. Zugänge zu Familien erschwert werden können. Diesem Phänomen kann zum einen durch die konkrete Formulierung von Angebotsthemen begegnet werden. Zum anderen birgt ein breites Medienverständnis die Chance zu einer produktiven Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Facetten von Medien – wie kreativen oder handlungsorientierten Ausdrucksmöglichkeiten.

Für mehr handlungsorientierte und produktive Methoden

Die produktive Beschäftigung mit Medien, ob durch Text, Bild, Akustik oder Bewegung, kann als aktive Zuwendung und Auseinandersetzung mit dem eigenen Denken und Tun verstanden werden. Sie hat positiven Einfluss sowohl auf die Entwicklung von Medienkompetenzen, bspw. dem Verständnis von Medientechnologien, als auch auf die Partizipation an verschiedenen sozialen Systemen. Lebenslagensensible Medienbildungsangebote setzen gezielt auf Methoden der aktiven Medienarbeit und stärken Familien(mitglieder) darin, sich durch Medien ausdrücken zu können. Speziell in intergenerationellen Kontexten erfahren Familien durch den gemeinschaftlichen Prozess der aktiven Hervorbringung Wertschätzung für die gemeinsame Leistung und gewinnen wertvolle Ressourcen für die Herstellung von Familie. Familien(mitglieder) erleben sich so – sowohl gegenseitig als auch selbst – als kompetente Gestalterinnen und Gestalter ihrer Lebens- und Medienwelt.

Für mehr interaktive und partizipative Medienbildungsangebote

So individuell jede Familie ist, so unterschiedlich gestalten sich ihre familialen Medienkulturen und Bedürfnisse hinsichtlich Medienbildung. Während monologische Vorträge, wie sie häufig in Form von Elternabenden durchgeführt werden, sich meist lediglich auf Schnittmengen

fokussieren können, liefern lebenslagensensible Medienbildungsangebote keine allgemeingültigen ‚Rezepte‘, sondern individuelle ‚Zutaten‘, die die Teilnehmenden auf Basis ihrer persönlichen Erfahrungen und Wünsche in ihre Lebens- und Medienwelt integrieren können.

Für mehr Flexibilität

Lebenslagenorientierung und Subjektorientierung sind nicht denkbar ohne das flexible Eingehen auf spezielle Bedürfnisse. Dazu gehört, in einem ersten Schritt die Belange der Zielgruppe zu identifizieren und auf deren Basis Angebote zu gestalten. Zeitlich flexibel zu sein bedeutet u. a., Veranstaltungen terminlich so zu legen, dass auch Eltern ohne Kinderbetreuungsmöglichkeiten teilnehmen können; örtlich flexibel zu sein beinhaltet, Familien dort anzusprechen, wo sie eine vertraute Atmosphäre auffinden; und methodisch flexibel zu sein, schließt bspw. ein, auf eine Gruppe individuell einzugehen. Diese Flexibilität auf Seiten der Fachkräfte verlangt ein hohes Maß an Erfahrung und Kompetenz, die zum einen einer empathischen, akzeptierenden Haltung bedarf, zum anderen der Fähigkeit zur Improvisation und Vernetzung.

Für mehr Akzeptanz für unterschiedliche familiäre Medienkulturen

Anstatt Familien belehrend zu begegnen, versuchen Akteur*innen einer lebenslagensensiblen Medienbildung die Funktionen zu verstehen, die Medienpraktiken für Familien einnehmen. Insbesondere Familien in belasteten Lebenslagen erfahren häufig Stigmatisierungen. Die (medienbezogenen) Bewältigungspraktiken in Familien anzunehmen und wertzuschätzen, ist jedoch nicht gleichzusetzen mit einer Übernahme der jeweiligen Haltungen. Sie kann vielmehr die Basis für einen konstruktiven Dialog oder eine bedürfnisgerechte Beratung bilden, um bspw. Eltern ressourcenorientiert in ihrer Medienerziehungskompetenz zu stärken. Erst durch eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre können sich Fa-

milien öffnen und Schwierigkeiten bspw. bei der Umsetzung von jugendmedienschutzrelevanten Medienerziehungszielen äußern.

Für mehr Ressourcen

Um all jene Anregungen verwirklichen und Familien konstruktiv sowie nachhaltig in ihrer Medienpraxis unterstützen zu können, bedarf es Zeit für individuelle Veranstaltungskonzeptionen, für intensive Beziehungspflege und Raum für flexible Änderungen und Anpassungen. Daraus resultiert der Bedarf nach einem hohen Fachkräfteschlüssel mit langfristiger Perspektive, um Beziehungen und Erfahrungen nachhaltig weiterentwickeln zu können. Essenziell ist zudem das Fachwissen um aktuelle medien(pädagogische) Diskurse auf der einen und um Belange von Familien auf der anderen Seite.

5. Good-Practice-Beispiele

Dass es möglich ist, Ressourcen für lebenslagensensible Angebote bereitzustellen, zeigt bspw. das Projekt „Medienpädagogische Fortbildung für die sozialpädagogische Familienhilfe“ der Aktion Jugendschutz Baden-Württemberg²⁰, das durch die Initiative Kindermedienland Baden-Württemberg seit 2010 gefördert wird.²¹ Ein solch langfristiger Zeitraum und die Offenheit der Geldgebenden für die kontinuierliche Weiterentwicklung und Anpassung des Konzepts an aktuelle Erfordernisse ermöglicht unter anderem einen multiperspektivischen Zugang zu den

20 Online: <http://www.ajs-bw.de/kindermedienland-baden-wuerttemberg.html> (Abruf 12.12.2018).

21 Vgl. hierzu *Katrin Schlör/Ursula Kluge*, Intergenerationelle Medienbildung in Familien. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendung, in: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik 17 (2014), online: http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user_files/Online-Magazin/Ausgabe17/Schloer17.pdf (Abruf 12.12.2018).

Zielgruppen. Ergänzend zu einer zweitägigen Fortbildung werden die Pädagoginnen und Pädagogen zusammen mit ihren Familien zu intergenerationellen Workshops eingeladen, deren Konzepte und Abläufe in einer Arbeitshilfe dokumentiert sind, um den Fachkräften die eigene Umsetzung zu erleichtern. In eintägigen Update-Seminaren können sie im weiteren Verlauf ihre Kenntnisse auffrischen und vertiefen. Zudem bekommen die Fachkräfte monatlich einen Newsletter zu unterschiedlichen Medienthemen und können kostenlos Familienplaner mit inhaltlichem Schwerpunkt auf medienpädagogischen Themen für ihre Klient*innen bestellen.

Das Projekt Eltern-Medien-Mentoren-Programm (EMM) des Landesmedienzentrums Baden-Württemberg, das ebenfalls durch die Initiative Kindermedienland Baden-Württemberg gefördert wird, verfolgt insbesondere interkulturelle Perspektiven. So gibt es die Einladung an Eltern nicht nur in deutscher Sprache, sondern auch auf Englisch, Französisch, Türkisch und Arabisch. Die Referentinnen und Referenten aus unterschiedlichen Kulturkreisen werden speziell für die interkulturelle Medienarbeit geschult und häufig in Tandems eingesetzt. Mütter, Väter und andere an der Erziehung von Kindern und Jugendlichen Beteiligte können eine Einführungsveranstaltung, wie einen klassischen Elternabend oder Gesprächsrunden, besuchen und anschließend sowohl intergenerationelle Eltern-Kind-Workshops als auch eine mehrtägige zertifizierte Schulung absolvieren, um im Anschluss bei Interesse im Sinne des Peer-to-Peer-Ansatzes Ansprechperson für andere Eltern zu werden.

Ähnliche Projekte, die neben den organisatorischen und strukturellen Voraussetzungen die Begegnung auf Augenhöhe ermöglichen, werden dringend benötigt, denn es ist die Aufgabe und Pflicht unserer Gesellschaft, allen Familien die Teilhabe an den Potenzialen von Medien zu ermöglichen und sie hinsichtlich des Umgangs mit medialen Herausforderungen zu unterstützen.

Katrin Schlör

Informationen zur Autorin

[Prof. Dr. Katrin Schlör](#) ist Professorin für Kulturarbeit, ästhetische und kulturelle Bildung in der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg am Campus Reutlingen. Sie promovierte an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg in der Abteilung Medienpädagogik zum Thema Medienkulturen in Familien in belasteten Lebenslagen, wo sie anschließend als akademische Mitarbeiterin im Projekt Digitales Lernen Grundschule (dileg-SL) arbeitete. Darüber hinaus ist sie als [selbständige Referentin und Autorin für Medienbildung](#) tätig und Gründungs- sowie Vorstandsmitglied der [Medienakademie Baden-Württemberg](#).

Schlagwörter

Doing Family, lebenslagensensible medienpädagogische Familienbildung, Eltern-Kind-Beziehung, Medienerziehung, Medienbildung, Kommunikationspraktiken, Mediensozialisation, Medienverständnis, Medienkultur